

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 267 Bydgoszcz / Bromberg, 21. November 1937

Zum Fest der Toten

Der Säemann säet den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Keimet die Blume herauf —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir!

Was weinest du neben dem Grabe
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und
Kehrt zur Sonne zurück!

Matthias Claudius.

Die Sprache der Stillgewordenen.

Zum Totensonntag.

Von Domprediger D. Richter-Berlin.

Nun reden sie wieder zu uns, die Stillgewordenen, an ihrem Tage, am Tage der Toten. Sie schweigen ja niemals ganz. Wer einen Menschen verloren hat, der ganz und gar zu seinem Leben gehörte, der steht immer im Verkehr mit ihm. Nicht so, wie schwärmerische Menschen das meinen, die jene für Sterbliche unüberschreitbare Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit glauben beseitigen zu können, sondern so ist das gemeint: Der uns Entrissene lebt mit uns weiter. Diese Gemeinschaft wird auch durch den Totengedenktag nicht gesteigert.

Dennoch ist dieser Tag eine innerste Notwendigkeit. Wir sind sonst im Gleichlauf unserer Tage nicht still genug, um die Sprache der Vollendeten ganz zu verstehen. Sie haben uns ja viel mehr zu sagen, als sie es tun können, wenn wir sie mit unseren Gedanken in unseren flüchtigen Augenblick hineinrufen. Da geht es im Grunde immer um unser eigenes, oft so selbstsüchtiges Wesen. Und jene rein gefühlsmäßige Gemeinschaft macht uns von dieser Selbstsucht nicht frei, weil wir das Tiefste, das Wichtigste überhören, das unsere Toten uns zu sagen haben. Diese Befreiung haben wir nötig.

Und noch eine große Aufgabe hat der Totensonntag. In unserem Leid um unsere Toten ziehen wir uns ganz in unser persönliches Einzelleben zurück. Das ist menschlich. Das ist darum nicht sündig. Zur Sünde aber wird unser eigenes Leidtragen, wenn es uns vergessen läßt, daß auch andere neben uns in gleichem Schicksal stehen. Nun gehen wir an diesem Tage auf unseren Friedhof, an unsere Gräber. Da erleben wir ungewollt die gewaltige Schicksalsgemeinschaft, die der Tod schafft. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen uns einordnen in den großen Pilgerzug zu den Gräbern. Und weil es an den Gräbern trotz der vielen, die da mit uns stehen, ganz still ist, hören wir, was wir sonst niemals und nirgends hörten, hören wir, was jene andere große Gemeinschaft, die der Vollendeten uns zu sagen hat.

Da ist die erste Frage der Toten: Weißt du nicht mehr, wie es war, als das Grab noch offen war, vor dem du jetzt stehst? Da war all deine Lebenssicherheit von dir abgefallen. Du warst ein hilflos armer Mensch vor den Schauern der Ewigkeit, die dich umwehten. Du standest früher so fest im Leben, du nahmst dein eigenes Tun so wichtig. Nun wurde dir klein, nun wurde dir unwichtig, was bisher allein das Leben erfüllte mit seiner Wichtigkeit. Das ist — damals gewesen. Vor Jahren vielleicht, vielleicht auch vor ganz kurzer Zeit. Nun aber hörst du die Frage: Warum hast du denn so schnell vergessen? Nicht deinen Toten. Aber was dir an seinem Grabe begegnet ist. Nun stehst du schon längst wieder im Leben, ebenso sicher wie einst, ehe der Tod dir in den Weg getreten ist. Alle Lebensnichtigkeit wurde dir wieder zur einzigen Lebenswichtigkeit. Du stehst wieder in der Zeit als wartete deiner nicht die Ewigkeit.

In dieser Beugung aber, die uns selber ganz still macht, hören wir die andere Frage. Sie kommt von allen, die in den Gräbern ruhen: S e h t i h r n i c h t u n s e r e g r o ß e G e m e i n s c h a f t? Wir sind einst über die Erde gegangen, jeder auf seinem Wege, jeder nach seinen Zielen. Und hatten doch schließlich alle nur ein einziges Ziel. Das haben wir nun erreicht. All unser Hassen, Hoffen und Lieben ist zur Ruhe gekommen in unserer Gemeinsamkeit. Ihr aber, ihr im Leben, ihr streitet, ihr haßt und liebt, und in allem Haß und in aller Liebe sucht jeder einzelne immer nur sich selbst. Euer Erdenleben ist schwer, weil es Schicksal ist, ihr macht es noch viel schwerer durch eure Schuld. Weil ihr nicht wissen wollt, daß ihr alle, euch zu Trotz, dennoch zusammengehört.

Noch aber haben wir nicht zu Ende gehört, was unsere Toten uns zu sagen haben. Sie legen uns immer wieder die eine Frage vor, die uns so quälte, als wir sie hergeben mußten. Die Doppelfrage: W o h i n? und W o z u? Eben haben wir noch gemeint, das Leben halten zu können, das uns so unersetzlich teuer war. Ohnmächtig mußten wir es von uns gehen lassen. Wohin? Und ein Reichtum war in jedem solchen Leben beschlossen, so schlicht es vielleicht vor andern erschien. Es war ja eine Summe von Hoffnungen und Wünschen und Kräften, der nun Stillgewordene, als er im Leben stand. Es waren nichts als Anfänge in seinem Leben, ob es an den Maßstäben der Zeit gemessen lang oder kurz gewesen war. Da stürzt die Frage auf uns nieden mit zermalmender Wucht: Wozu dies alles, wenn es schon wieder zu Ende sein soll? Das sind die beiden schwersten Fragen, die unsere Toten uns wieder und wieder aufgeben, so oft wir zu ihren Gräbern gehen. Die können sie uns nicht beantworten. Die kann weder unser Grübeln noch unser Gemüt noch unser Gewissen beantworten. Nur e i n e r gibt darauf Antwort, d e r l e b e n d i g e G o t t. Er antwortet uns, seine Hand richtet uns auf und weist über Tod und Grab hinaus auf ein Leben, das im Tode nicht stirbt. Über dem wirren Reich des Lebens, an das wir noch gebunden sind, über dem stillen Reich der Vollendeten erschauen wir s e i n Reich. Da erfüllt sich, wofür wir hier unten gearbeitet und gelitten haben. Hoch über Toten und Lebendigen erhebt sich d a s K r e u z. In ihm haben wir die Sinngebung für alles, was wir hier unten nicht begreifen können. Wem das Kreuz eine Kraft geworden ist, dem lösen sich die quälenden Fragen. Mit einer neuen Zuversicht geht er in sein Leben zurück — als einer, der die Sprache der Stillgewordenen verstanden hat.

Einem toten Freunde.

Von Ludwig von Ploetz.

Du bist immer ein ganzer Kerl gewesen. Wenn ich an deine kleine, gedrungene Gestalt denke, habe ich zuweilen die Vorstellung . . . eines kriegerischen Standbildes von Erz irgendeines Feldherrn der alten Zeit, der wie der Preußenkönig seinen Leuten mit erhobener Hand zuzurufen scheint: „Vorwärts, Kerls! Wollt ihr denn ewig leben?“

Aber deine Augen waren ja noch da. Deine lustigen, lebendigen Augen, aus denen es sprühte und glühte, als wollten alle die inneren Flammen, die trotz deiner Schnauzbärtigkeit in dir rumorten und schwelten, aus den beiden schmalen Schlitzen heraus.

Du lieber alter Junge! Weil du so ein ganzer Kerl warst und weil du so lustige Augen hattest, war ich dir so sehr zugetan . . . Jetzt kann ich es dir ja einmal sagen . . . wenn wir sonst auch durchaus nicht immer derselben Ansicht waren. O nein. Du Tyrann, du Zertrümmerer fremder Meinungen, du Starrschädel, du Weltumkehrer! Nein, nein, nein . . . Der gleichen Ansicht waren wir zumeist ganz und gar nicht.

Aber nun mach' keine langen Redensarten, sondern komm lieber! Die Bowle steht bereit. Unsere Erdbeerbowle duftet wieder auf unserem Tisch. Unser Tag ist wieder da. Unser Tag, weißt du . . . unser . . . Tag.

Der Tag, an dem unsere guten Beziehungen wiedergeboren wurden, ist gekommen, ein dem unsere Freundschaft wie ein Phönix neu aus der Asche hervorstieg, unsere Freundschaft, die einen gehörigen Stoß in die Rippen erhalten hatte.

Weißt du noch, wie damals der Wille eines feindseligen Geschicks es fügte, daß wir uns in das gleiche Mädel verlieben mußten, in das liebe, süße Ding mit den großen, dunklen, unschuldigen Augen, mit dem ein wenig schiefen, mißvergnügten Mündchen und mit dem Wuschelschopf?

Diesen Wuschelkopf liebten wir beide mit der ganzen verhaltenen Glut unserer Jünglingsjahre gleichzeitig. Wenn wir es wenigstens nacheinander getan hätten! Aber das feindselige Schicksal wollte es, daß wir uns gram wurden, uns von nun an anknurrten wie zwei ruppige Fleischerhunde.

Aber dann wollte es das Schicksal, daß unser Mädel weder dem einen noch dem anderen die große, sternenhafte Liebe erwiderte, sondern sich mit einem reichen Kommerzienratssohn verlobte, der Froschaugen hatte und Haarschwund und . . . Finger, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Münchener Weißwürstchen besaßen.

Weißt du noch?

An dem Tag, an dem wir das erfuhren, fielen wir uns gerührt in die Arme und heulten wie die Schloßhunde und schwuren, uns nie und nimmer wieder unsere guten Beziehungen durch ein Mädel mit einem Wuschelschopf zertrampeln zu lassen.

Aber nun sind Worte genug gemacht. Ich habe es dir schon einmal gesagt: Die Bowle steht auf dem Tisch. Darum komm' endlich!

Da fällt mein Blick auf dein Bild über dem Sofa . . . Wie konnte ich ganz vergessen, daß . . .

Es gibt Menschen, die sich so laut und stürmisch in unser Leben gedrängt haben, daß wir uns kaum vorstellen können, daß sie wirklich und ernsthaftig von uns gegangen sind. Es ist uns nur, als wären sie aus der Tür geschritten, um schon vielleicht wieder am andern Tag draußen heftig zu pochen: „Mach doch auf! Was ist denn das? Dir sind wohl gar deine Augen feucht? Was soll denn das bedeuten, du alter Dummkopf? Ich bin ja schon wieder da. Es war alles nur Spaß. Ich habe dich nur auf die Probe stellen wollen, ob deine Gesinnung so gut wie die meinige ist."

Ja, wenn ich dich zu unserem kleinen Erinnerungsfest holen wollte, du lieber Freund, dann müßte ich schon mit dem Flugzeug ins weite Rußland fliegen und an ein kleines Soldatengrab mit einem schlichten Holzkreuz darüber pochen und sagen: „Komm endlich! Es ist Zeit. Nicht ich nur verlange ja nach dir, dein Freund, sondern vor allem deine Frau und deine Kinder. Ich war heute wieder einmal bei ihnen. Sie haben dich ebenso wenig vergessen wie ich. Du, der zweite Sohn, dessen Pate ich bin, ist jetzt ganz wie du. Und denke dir, er fängt auch schon an wie du, Geschichten von mir zu erzählen. Du konntest es früher nicht oft genug tun, von mir allerlei Streiche aus unserer gemeinsamen schönen Jugendzeit zum besten zu geben, die ich alle begangen haben sollte, die alle aus deiner lebhaften Phantasie entstammten, über die ich aber selbst, klugerweise, am herzlichsten mitgelacht habe.

Nun macht es dein Junge dir auch schon nach . . . Ja, er hat ganz deine lustigen Schelmenaugen. Dein frohes, tapferes Draufgängertum und deine helle Begeisterungsfähigkeit für alles Gute, das vor dir bestand, sprechen schon deutlich auch aus seinem Gesicht.

Er ist ganz wie du: äußerlich die kleine, gedrungene Feldherrngestalt, die tut, als wenn sie immer losschnauzen wollte, innerlich begnadet mit einem großen, gütigen Herzen.

Ja, dein Sohn ist wie du. Und so kreist auch hier ewig der lebendige Strom. Wir versinken, aber die nach uns kommen, tragen in ihren Händen und Herzen das Gute, das wir besaßen, weiter . . ."

Zwei Rosensträucher umarmen sich.

Von **Max Jungnickel.**

Mit der Morgensonne kam ich in eine Kleinstadt, auf einen uralten Friedhof, der eine windschiefe Kirche hat, daran zwei knorrige, ewige Rosensträucher sich emporziehen.

Das kleine, arme Gotteshaus wird von der Blütenwonne der Sträucher fast erdrückt. Die blaßbunten Fenster sehen sich blind. Sie möchten so gern einen Blick ins Weite tun, aber das Blütengeäder und das grüne Gewirr gibt sie nicht frei.

Zwei Gräber sind an der Kirchenmauer. Uralt und schon verfallen. Eins an der rechten Kirchenmauer, das andere an der linken Kirchenmauer. Rechts schläft die ehrsame Jungfrau Barbara Wiegel. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie ins Grab gelegt wurde. Ein Rosenstock wuchs auf ihrem Bette, in der kalten, guten Erde.

Auf der linken Seite haben sie den ehrsamen, tapferen Jüngling Peter Willig begraben, der mit Schwert und Fahne zog und blutend in die Heimat kam, und der nun, zerstochen und zusammengehauen, seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre hier ausruht. Wie eine liebliche Fahne, die der Frieden gehißt, hat man auf seiner Kammer im Erdengrund einen Rosenstock gepflanzt.

Die Jahre sind gekommen, mit Wind und tausend Sonnen, mit Regenbogen und mit Sternen ohne Zahl. Sie haben die Rosensträucher groß gemacht und herrlich und stark: den Strauch vom Grabe der Jungfrau und vom Grabe des Jünglings. — — Alles Blut, was drunten in den toten Herzen war, haben sie aufgesogen, in ihren Stamm hinein. Alle liebenden Gedanken, die in den Herzen dort unten wohnten, sind in den Rosenstrauch geflossen und sind zu Blüten geworden. — — An diesem sonnigen Morgen nun haben sich im Wind die Rosenranken, von rechts und links, auf dem moosigen Kirchendach getroffen und haben sich umfangen und umschlungen, so fest umschlungen, daß eine Menschenhand sie nie und nimmermehr auseinanderreißen kann.

Der letzte Einsatz.

Roman von **Victor Pfeiffer**

(7. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Um zwanzig Dollar leichter pendelt er seinem Stammlokal „Zur Stadt Madrid" zu, einem Kegel- und Billardsalon. Aber bevor er eintritt, schweift sein Blick noch die Fassade des Hauses empor und bleibt an den schon abbröckelnden Buchstaben „Teatro Nacional" hängen. „Das sind Zeiten!" murmelt er noch einmal und denkt an die Herrlichkeit vor wenigen Jahren, als ein tobendes Parkett von Ölleuten den Schauspielern der spanisch-kubanischen Truppe Hände voll Silber- und Goldstücken auf die Bühne warf. Bedächtig holt er wieder die Abrechnung hervor, liest sie mit immer finsterer werdendem Gesicht durch. Dann versenkt er sie zurück in die Tasche und wühlt mit seinen fünf langen Fingern in seinem wirren Haarwald. Und allmählich wird das Gesicht wieder heiterer; ein erleichterter Seufzer setzt den Schlußpunkt hinter sein tiefes Nachdenken. „Verdammt, ich habe genug von Mexiko! Ich haue ab nach Maracaibo!"

Mit einem wuchtigen Fußtritt, in dem die Kraft des eben gefaßten Entschlusses liegt, tritt der lange Gus die Tür zur „Stadt Madrid" auf. Der Raum ist überfüllt. Der neue Gast wird es mit Wehmut gewahr und sein Entschluß wird dadurch nur noch bestärkt. Denn um diese Tageszeit waren während der Blütezeit die Laufburschen, Gerüstbauer, Monteure, Bohrmeister, diese Stufenleiter der Öllaufbahn, auf ihren Camps oder saßen zu lärmenderem, — aber kostspieligerem Vergnügen als dem Kegelschieben und Billardspielen in den Cantinas und Bars.

„Hallo, Gus, da ist noch ein Platz frei!" Gus grüßt mürrisch einige bekannte Gesichter und läßt sich schwer in einen Stuhl fallen.

„Was ist los mit dir, Gus? fragt einer. „Siehst aus wie ein Trockenloch". Was macht deine letzte Bohrung, der Favorita-Brunnen? Man erzählt sich ja Wunderdinge davon?"

„Dreck!" fährt Gus auf. „Verdammter Dreck. Eine faule Quelle, sonst gar nichts. Vor zwei Jahren hätte man das Loch einfach zugeschüttet, heute macht man noch Aufsehen damit." Er stürzt sein Bier in einem Zug hinunter. „Hallo, noch ein Glas! Von dem Zeug braucht man ja eine Gallone voll, bis man ein Mensch wird! Daß ihr es nur wißt, Boys, ich habe genug von Mexiko und Tampico! Ich gehe nach Venezuela!"

Eine Zeitlang herrscht bedrücktes Schweigen unter den Männern und ihre Augen folgen teilnahmslos dem Rollen der Kugeln. Die Sorgen des langen Gus sind ja die gleichen wie die ihren. Mit dem einen Unterschied, daß er bei der Huesteca ist, die auch in Venezuela schon mächtig arbeitet. Und die Gesellschaft wird froh sein, einen Mann wie Gus in ihre jungen Felder nach Maracaibo zu bekommen.

„Ist schade um dich, Gus", sagt endlich einer mit leiser Stimme, „wirst uns abgehen."

„Glaube ich dir gern", grunzt Gus ein wenig gerührt nach dem vierten Glas, „möchte ja selber lieber hierbleiben. Aber wenn das" — er wirft die letzte Monatsabrechnung auf den Tisch, — „wenn das noch ein paar Jahre so weitergeht, habe ich meine Ersparnisse verloren und kann mich als letzte Sehenswürdigkeit aus Tampicos Glanzzeit für Geld sehen lassen. Könnt es mir glauben, möchte mich lieber mit meiner alten Tampico-Malaria herumraufen, anstatt mir dort unten ein neues Fieber hinzuzuholen. Aber es geht nicht, es geht beim besten Willen nicht. Die Zeiten von damals sind vorüber. Und wenn ich jetzt auch noch weggehe, bleibt vom ersten Stoßtrupp nur mehr der alte John Dodson."

„Dodson?" sagt eine Stimme aus dem Kreis der Zuhörer, „Dodson ist doch tot!"

„Wer sagt das", fährt Gus auf, „wer sagt, daß Dodson tot ist?"

„Ich hab's doch selbst vor einem Monat in der Zeitung gelesen", berichtet ein junger Arbeiter eifrig, „er wurde in Nogales erschossen."

„Ist das sicher?"

Von einigen Seiten wird die Nachricht bestätigt. Gus schiebt das halbvolle Glas zur Seite, stemmt die Ellbogen auf den Tisch und vergräbt alle zehn Finger in seinem borstigen Haarschopf. „Verdammte Mörder", knirscht er zwischen den Zähnen.

„Weißt du etwas Bestimmtes, Gus?" fragt ihn leise sein Nachbar.

„Ich weiß nur, daß der arme Dodson eine Option auf gutes Terrain bei Tantajuca hatte. Und diese Option ist jetzt frei. Könnte wetten, da steckt der ehrenwerte Señor Legueiro dahinter. Aber —", wie eine Erleuchtung geht es über sein Gesicht, „aber, Don Porfirio, Sie haben die Rechnung ohne den langen Gus gemacht! Zwei Runden auf meine Rechnung! Die erste dem Gedenken unseres alten John, die zweite —" seine Faust schmettert dröhnend auf den Tisch, „auf mein Wohl. Zur Gesundheit, Freunde, ich bleibe in Tampico!"

*

„. . . und ihr könnt euch auf mich verlassen, Freunde und Genossen! Solange ich, Porfirio Legueiro, die Interessen der Arbeiterschaft im Staat Tamaulipas und besonders hier in Tampico vertrete, soll keiner, der ein Kind unseres geliebten Vaterlandes Mexiko ist, hungern und darben."

Don Porfirio ließ seine Stimme zu einem entrüsteten Grollen anschwellen und wies mit seiner diesmal schmucklosen Hand, die noch blasse Spuren der Ringe zeigte, gebieterisch in die Ferne. „Hinaus mit den ausländischen Ausbeutern, mit den Fremden, die euch das Brot wegnehmen, hinaus mit den Blutsaugern an den Spitzen der ausländischen Kompanien, die den armen Indios ihr jahrhundertealtes Landerbe durch Drohung, Zwang und Mord entrissen haben und den Reichtum, der unserem Lande gebührt, ins feindliche Ausland tragen. Ich werde mit euch den Weg gehen, ich werde mit euch leiden und kämpfen. Mexiko den Mexikanern! Das sei unser Schlachtruf, das ist die Parole, der ich mein Leben einzig und allein bisher geweiht habe, und der ich mein Leben weiterhin weihen werde, bis die Sonne der Befreiung über unserem herrlichen Heimatland aufgehen wird!"

Der große Saal der vereinigten Arbeiter in Tampico gleicht einem tobenden Meer. „Viva el Deputado! Viva Don Porfirio!" brüllt es in tausendstimmigem Chor, schwillt es dem kleinen schwitzenden Mann am Rednerpult wie eine Sturmwelle entgegen. Tausend blitzende Augenpaare sehen in ihm den Retter aus der Not der Gegenwart, den Künder einer neuen, besseren Zeit. Zerlumpte Peons klopfen einander begeistert auf die Schulter: „Hast du gehört, Gevatter, das ist ein wahrer Freund des Volkes, ein ehrlicher Mann, ein wahrer Patriot!" — „Ja, ja", brüllt ein anderer zurück, „nun wird unser weißer Aufseher, der verdammte Schurke, nicht mehr fluchen und wettern. Das neue Cromgesetz des Ministers Morones wird sie alle, alle aus dem Lande jagen. Viva Don Porfirio! Viva el Deputado!"

Der Gefeierte winkt mit hocherhobenen Händen noch minutenlang in den Saal, der sich langsam leert. Durch das händeschüttelnde Spalier der Vertrauensmänner bahnt er sich dann einen Weg auf die Straße. Vor der Tür des Arbeiterhauses steht ein schwerer Wagen. Der Lenker reißt den Schlag auf, ein wenig befremdet sehen die letzten Arbeiter, wie ihr „Vertreter" den Wagen besteigt. Auch Don Porfirio fühlt den Gegensatz.

„Dummkopf", zischt er den braunen Wagenlenker an, „habe ich dir nicht hundertmal anbefohlen, du sollst mich bei meinen Reden nicht mit dem Auto erwarten!"

„Verzeihung, Señor", versucht sich der Indio demütig zu verteidigen, „aber ein Nordamericano will Sie im Hotel dringend sprechen."

„Ein Nordamericano? Fahre, so rasch du kannst!"

In der Halle des Hotels Miramar geht ruhelos ein untersetzter, breiter Mann auf und ab. Unter der niederen Stirn schauen zwei tückische schwarze Augen unsicher immer wieder zum Eingang, schweifen dann unruhig über die Marmorwände und die Palmengruppen der Halle. Kein Mensch stört ihn in seiner rastlosen Wanderung; Miramar, das eleganteste und teuerste Hotel Tampicos, hat ja nur zwei Appartements vermietet.

Endlich hält ein Wagen vor dem Eingang, der Portier fährt leise fluchend in seinen goldstrotzenden Rock und empfängt mit tiefen Verbeugungen Don Porfirio. Mit raschen Schritten geht dieser auf den Wartenden zu. „Sie sind es, Ashly! Endlich!"

„Ja, Señor . . ."

„Pst, kein Wort hier! Folgen Sie mir!" Don Porfirio übersieht Ashlys Hand und hastet dem Lift zu. Er ist froh, diese beiden wissenden Augen, deren Blick ihm widerlich ist, hinter sich zu haben. Im Aufzug vertieft er sich scheinbar in ein gleichgültiges Schreiben, das er aus der Tasche zieht, und erst als die Tür zu seinen Zimmern sich schließt, wendet er sich mit einem kurzen „Nun?" an den Besucher.

„Die beiden Deutschen sind tot!"

„Gut! Wo sind die amtlichen Totenscheine?"

„Die habe ich nicht. Ich habe ihr Auto vor Wilcox in den Abgrund gejagt, die Leichen der sechs Insassen in mein Auto verladen und in einer abgelegenen Schlucht verscharrt."

„Soo? Verscharrt! Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich amtliche Belege benötige, um die Option löschen zu können? Und wer sagt mir überhaupt, daß Ihre Angaben wahr sind? Daß nicht eines Tages die Zwei hier auftauchen und der Behörde eine unangenehme Geschichte erzählen. Das hätte mir jeder Indio besser gemacht! Wissen Sie, was Sie sind? Ein Stümper sind Sie! Und ein Lügner dazu!"

Ashly steht langsam drohend auf. „Mein Wort ist so gut wie Ihres, Don Porfirio. Ich habe Dodson erschossen, ich habe die beiden Deutschen weggeschafft, das waren meine Aufgaben. Aber ich weiß schon, worauf Sie hinauswollen. Sie wollen mich um das Geld prellen."

„Ja, Dodson haben Sie erschossen! Aber wie! Habe ich mir dazu einen Schützen aus Chikago kommen lassen, der sich damit brüstet, daß sein Pistolenschuß das letzte ist, was der Getroffene hört. Das Kopfgeld haben Sie sich noch nicht verdient. Darüber reden wir weiter, wenn Sie mir die Totenscheine bringen."

Ashly starrt zu Boden und denkt nach: ist es klüger, diesen lausigen Indio über den Haufen zu schießen, oder auf das Vergnügen vorderhand zu verzichten und scheinbar nachzugeben. Er entschließt sich zu letzterem und vergräbt vorsichtshalber seine rechte Hand tief in der Hosentasche. „Ich habe noch zweitausend Dollar zu bekommen, geben Sie mir die Hälfte jetzt und den Rest später!"

„Nein, nicht einen Cent!" sagt Don Porfirio mit ruhiger Stimme so nebenbei und geht im Krebsgang zu seinem Schreibtisch.

„Halt, Don Porifirio!"

Leise, beinahe sanft hat Ashly diesen Befehl ausgesprochen. Und doch bannt er den anderen regungslos an seinen Platz. „Wollen Sie mir die tausend Dollar geben?"

Einen Augenblick zögert Don Porfirio. Wie in rasendem Wirbel ziehen die Ereignisse der nächsten Sekunde an seinen Augen vorüber, wenn er jetzt nein sagt. Er sieht die Hand seines Gegners blitzschnell aus der Tasche fahren, sieht einen grellen Lichtstrahl. Sicherer Kopfschuß! sagt er sich und verzieht sein breites Gesicht zu einem etwas schmerzlichen Grinsen. „Selbstverständlich, Ashly, die tausend Dollar bekommen Sie!" (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.